

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 36 (1926)
Heft: 9

Artikel: Die Persönlichkeit Senecas : 1. Teil
Autor: Frey, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Persönlichkeit Senecas.

Von H. Frey, Zürich.

Das Urteil über den Philosophen Seneca ist von jeher bedingt gewesen durch den auffallenden, auch dem flüchtigen Leser in die Augen springenden Widerspruch zwischen Leben und Lehre. Abwendung vom Leben und Lebenshunger, Unerschrockenheit und kriechende Schmeichelei, Unbedingtheit der sittlichen Forderung und gefällige Anpassung an Zeit und Personen scheinen unvereinbar nebeneinander zu stehen. Je nach Temperament und Neigung versucht man denn auch, die Gegensätze apologetisch zu verwischen und abzuschwächen, oder fasst sie, mit deutlicher Missbilligung, als die unvermeidlichen Schönheitsfehler einer Kompromissnatur, oder leitet aus ihnen kurzerhand das Recht her, Seneca als leeren Schwätzer abzutun. Immer geht man von dem Axiom aus, dass der Mensch und besonders der Philosoph nach Grundsätzen handeln solle und könne, und dieser ethischen Betrachtungsweise soll die Berechtigung gewiss nicht abgesprochen werden; aber es lässt sich daneben auch eine psychologisch-beschreibende denken, die vor allem die triebhaften Entscheidungen des Menschen darzustellen und seine Philosophie als nachträgliches Bewusstmachen und Rechtfertigen des primären Lebensinhaltes zu verstehen sucht. Wenn diese, auf Seneca angewendet, auch nicht alle Schwierigkeiten zu beseitigen vermag, so wird sie, wie ich hoffe, doch wenigstens die Einheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit zur Anschauung bringen.

Die Wurzeln der Persönlichkeit suchen wir, wie das ja auch die ältere Biographie aus gesundem Instinkt zu tun pflegte, bei Vater und Mutter. Seneca ist einer der ganz wenigen Menschen des Altertums, bei denen die Frage nach dem Erbgut überhaupt gestellt werden kann; denn von beiden Eltern wissen wir verhältnismässig viel. Welches sind also die bestimmenden Kräfte, die von ihnen aus auf den Sohn gewirkt haben? Der Vater, der sog. Rhetor Seneca, hat die Rhetorik möglicherweise selbst nie ausgeübt; aber dass er ihr sein ganzes Leben hindurch die lebhafteste Neigung und das Interesse des fachmännisch Gebildeten entgegenbrachte, zeigt sein erhaltenes Alterswerk, das die Erinnerungen an ungezählte Deklamationen und Deklamatoren wiedergibt, die er von Jugend an bis in die letzten Jahre seines Lebens gehört hat. Auch eine Darstellung der zeitgenössischen Geschichte hat er geschrieben, wenn auch nicht mehr selbst herausgegeben. Das erhaltene Werk zeigt ihn als geistreich liebenswürdigen, witzigen Menschen von ungewöhnlicher Frische und Beweglichkeit. Er spricht mit bescheidenem Stolz von seinem aussergewöhnlichen, von andern als Wunder angestaunten Gedächtnis; ein patriarchalisches Alter — er muss gegen 90 Jahre alt geworden sein — weist auf eine

ausgezeichnete physische Veranlagung; seine ganz besondere Vorliebe, die leicht auf innerer Verwandtschaft beruhen kann, gilt dem Redner Porcius Latro, einer triebhaften, unreflektierten Natur, die er in ihrer kraftvollen Einseitigkeit vorzüglich geschildert hat. Dazu passt durchaus, dass er die Philosophie ablehnt, und bei seiner Gattin, der Mutter des Philosophen, heftig bekämpft. — Sozusagen jeder dieser Züge findet sich, mit negativem Vorzeichen freilich, beim Sohne wieder. Die Rhetorik, der er doch zu tiefstem Dank verpflichtet ist, wird abgelehnt: die Sache soll gelten, nicht die Worte; den Historikern begegnet er mit ganz besonderer Abneigung, die deutlich auch noch dort zu spüren ist, wo er einem Historiker einmal ein Kränzlein winden muss. Jedes triebhafte Wollen wird solange zerlegt und zerwühlt, bis ihm der Lebensnerv im kalten Licht des Tages abgestorben ist; und wenn der Alte in gutmütigem Geplauder, verklärt von frohen Erinnerungen, von seinem Alt- und Schwachwerden erzählt, so bildet dazu den vollendeten Gegensatz des Temperamentes und der Wertung die morose Klage des Sohnes über die Abnahme der geistigen Fähigkeiten.

Mit dieser selbstverständlich unbewusst negativen Einstellung zum Vater vergleiche man das Verhältnis zur Mutter. Helvia liebte die Philosophie; und vielleicht hat gerade die Neigung der Mutter zusammen mit der ebenso entschiedenen Abneigung des Vaters dazu beigetragen, dass die Beschäftigung mit philosophischen Fragen, die er in seiner Jugend wie die meisten seiner Alters- und Standesgenossen als Liebhaberei betrieb, zur grossen Leidenschaft seines Lebens wurde. Aber das Andenken an die Mutter hat auch andere Spuren in seinen Werken und in seinem Leben zurückgelassen. Dabei denke ich weniger an die Trostschrift, die er aus Korsika an die Mutter richtete; denn diese paränetischen Schriften sind ja doch immer mit dem Gedanken an die Öffentlichkeit geschrieben. Seneca spricht im allgemeinen nur mit Verachtung von den Frauen, mit einer Verachtung, die dem Stolz und dem Überlegenheitsgefühl entspringt, in der stets wiederholten Gleichung Frauen und Kinder und ihrem Gegensatz Männer und Weise; und mit einer Verachtung, die im Hass, wenn nicht in der Furcht ihre Wurzel hat, wenn er in den grellsten Farben die Sittenlosigkeit der Frau, und ganz besonders der Frau von Stande malt. Nur die gebildete Frau, d. h. eben die Frau, wie er sie in seiner Mutter kannte und achtete, ist von diesem Verdammungsurteil ausgenommen: „Sie (die Frau) ist unter allen Umständen ein unvernünftiges Lebewesen, und wenn nicht Wissen und reiche Bildung hinzukommt, roh und in ihren Leidenschaften unbeherrscht.“ Erinnerungen an die Mutter scheinen auch wach zu werden, wenn er in seiner zweiten Ehe mit Paulina mütterliche Fürsorge noch einmal, nicht ohne Selbstironie, aber doch mit sichtlichem Behagen über sich ergehen lässt. Und endlich scheint die rasche Auffassungsgabe der Mutter, die überall Einblicke gewann, ohne doch die Dinge zu erschöpfen, viel eher im Sohn wiederzukehren, als die unermüdliche Frische des Vaters, sein zähes Festhalten am einmal Ergriffenen.

Gehen wir nach diesen vorbereitenden Beobachtungen zur Betrachtung der Persönlichkeit selber über, so ist die eigentliche Schicksalsfrage, die wir an einen Menschen zu stellen gewohnt sind, die nach seiner Vitalität. Wir verstehen darunter jene geheimnisvolle Kraft, die letzten Endes darüber entscheidet, ob die überall und immer vorhandenen Fähigkeiten früh verkümmern, oder nach kurzer Jugendblüte welken und absterben, oder sich zum mächtig ausladenden Baum entfalten. Eine aussergewöhnlich leistungsfähige Physis, Konstanz und Wandlungsvermögen zugleich im Geistigen, hat man immer wieder als die Voraussetzungen einer ausserordentlichen Schöpfung bezeichnet. Bei Seneca spricht die Lebenskraft des Vaters ebenso wie der Reichtum an Talenten in der Familie für den Wert der Erbmasse. Da ist es zunächst auffallend, dass Seneca selbst nach seiner Aussage viel mit Krankheit zu kämpfen hatte. In der Jugend litt er so stark und wurde durch sein Leiden so geschwächt, dass er oft an Selbstmord dachte und nur die Rücksicht auf den Vater ihn am Leben hielt. Aber auch später war seine Gesundheit stets bedroht. „Die Krankheit hatte mir langen Urlaub gewährt; plötzlich hat sie mich überfallen. „In welcher Gestalt?“ fragst du. Du hast ganz recht, so zu fragen; denn in keiner ist sie mir unbekannt.“ Er beschreibt dann Anfälle einer Krankheit, der er besonders unterworfen war, die wir heute wohl als Präkordialangst bezeichnen würden. Dass die Selbstmordgedanken des jungen Seneca nichts anderes bedeuten, als eine verzweifelte Auflehnung gegen das Leiden und die Schwäche, dass sie der stärkste Ausdruck eines Lebenswillens sind, der es nicht verträgt auf Schritt und Tritt durch die eigene körperliche Unzulänglichkeit gehemmt zu werden, das zeigt sich auch in der Energie, mit der er sein Leiden bekämpft. Die Lehren des Attalus, der zur Enthaltsamkeit und Einfachheit in der Lebensweise aufforderte, hat er mit Begeisterung aufgenommen und z. T. sein ganzes Leben hindurch befolgt. Auf gewisse Genussmittel, wie das Fleisch, hat er wenigstens zeitweise, auf andere dauernd verzichtet. Seit jener Zeit gewöhnt er sich an eine harte Matratze, an das kalte Bad, und man spürt noch gut, was diese Dinge für ihn bedeuteten, wenn er als alter Mann nur widerstrebend verzichtet. Ein wohlüberlegtes System körperlicher Übungen dient dem gleichen Zweck der Kräftigung und noch spät hat er zu radikalen Mitteln gegriffen, um eine wenigstens relative Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu gewinnen. So reist er unter dem Widerspruch der Gattin bei einem Fieberanfall, um rascher gesund zu werden, so lässt er sich unter Schmerzen in der Sänfte tragen, um durch diese primitive Massage die Nachwirkungen eines Krankheitsanfalles zu überwinden. Aber auch die Askese, die im Alter wieder stärker hervortritt, ist nicht ethisch, sondern diätetisch gemeint; darum unterstreicht er in der Erinnerung den unmittelbaren Gewinn seiner Enthaltsamkeit. „Durch solche Lehren angeregt, fing ich an, mich des Fleischgenusses zu enthalten, und nach Ablauf eines Jahres war mir die Enthaltung nicht nur leicht, sondern auch lieb. Mein Geist schien mir beweglicher zu sein und vielleicht war er es auch wirklich.“

Vor allem aber kostet ihn seine Askese ein Opfer; sie ist kein Sport, wie bei manchen Naturmenschen unserer und früherer Zeiten, keine Selbstverständlichkeit, wie bei einfachen oder von einem Ziele besessenen Menschen, sondern schmerzlich notwendige Schulung eines kräftig Geniessenden, Entsagung eines Lebenshungrigen geübt im Dienste der Erhaltung des körperlichen und seelischen Gleichgewichtes: „Wasser und Brei oder ein Stück Gerstenbrot schmeckt nicht gut. Reichlicher ist die Ernährung im Kerker. Der Henker selbst nährt die für die Hinrichtung Bestimmten nicht so kärglich. Welche Seelengrösse gehört dazu, freiwillig sich mit etwas zu begnügen, was man nicht einmal den zum Tode Verurteilten zumutet!“

Die Kehrseite dieses unermüdlichen Kampfes um die Existenz ist eine unverkennbare Neigung zur Hypochondrie, die er zwar bekämpft, die sich aber verrät in dem häufigen Hinweis auf sein körperliches Befinden, in dem lebhaften Interesse für medizinische Fragen und in der Fülle der medizinischen Bilder. Neben diese Äusserungen zähen Lebenswillens treten dann als Ergänzung die Briefe an Lucilius mit ihrem einen grossen Thema, der Angst vor dem Tode und ihrer Überwindung. Man hat ja nicht das Gefühl, dass dieses Thema für den Adressaten von persönlicher Bedeutung sei, wie etwa andere Fragen, die in diesen Briefen behandelt werden, und den Leser ermüdet es bald, aus allen möglichen Gedankengängen oft höchst gewaltsam immer wieder in diese eine Bahn hineingerissen zu werden. Seneca spricht es selber aus, dass diese Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Tod die eigentliche Aufgabe für die Menschen seiner Zeit geworden sei. Dabei handelt es sich freilich zunächst um eine Erscheinung von allgemeiner Bedeutung, um eine Schwierigkeit, die sich mit jeder Steigerung und Verfeinerung des persönlichen Lebens notwendig ergibt. Aber die besondere Bedeutung des Problems für Seneca zeigt sich nicht nur darin, dass es sich mit der Sprunghaftigkeit einer Zwangsvorstellung eigensinnig immer wieder hervordrängt; er hat das ganze brennende Interesse, das ihn dieser Frage gegenüber erfüllt, auch selber schön dargestellt. Darum hat das gefasste Sterben des Anfidius Bassus auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht: „Ich weiss wohl, dass man diese Mahnungen oft ausgesprochen hat, und dass man sie oft wiederholen muss; aber sie haben mir weniger genützt, als ich sie las, und als ich sie hörte von Menschen, die redeten von der Gefasstheit gegenüber Dingen, die sie gar nicht bedrohten; er aber hat auf mich stark gewirkt, weil er im Angesicht des Todes so sprach. Ich gestehe offen, dass ich jenen mir so nahestehenden Menschen immer wieder aufsuchte, um zu wissen, ob ich ihn jedesmal wieder gleich gefasst antreffe, ob vielleicht mit den Kräften des Körpers auch die seelische Widerstandskraft schwinde.“ Mit dieser quälenden Neugier des Fünfundsechzigjährigen vergleiche man etwa die ruhige Heiterkeit, mit der ein Epiktet dem Tod, die völlige Gelöstheit, mit der er dem Leben gegenübersteht. Beide haben an den gleichen Quellen stoischer Weisheit getrunken, aber dem einen sind ihre Lehren

selbstverständlicher Ausdruck des eigenen Wesens, dem andern Ersatz für ein verlorenes Lebensgut und bittere Medizin.

Der zähe Kampf um die Gesundheit, die mühsame, stets wieder durchkreuzte Erziehung zur Resignation verraten deutlich genug einen fast unverwüstlichen Lebenswillen. In seiner vollen Kraft zeigt sich dieser, und hier nun dem ersten Blick leicht erkennbar in der Wirkung nach aussen, im Beruf. Von Senecas fruchtbarer Tätigkeit im Staat erzählt seine Lebensgeschichte, von seiner geistigen Regsamkeit die lange Reihe seiner Schriften, zu denen man sich die verlorenen mit ihrem vielseitigen Inhalt freilich hinzudenken muss. Unermüdlich, quecksilbrig beweglich ist aber auch sein Stil, der sich nie genug tun kann, immer andere und zuletzt sich selbst noch überbieten muss, der reinste Ausdruck unersättlicher Gestaltungslust.

Gerne möchten wir jetzt, nachdem die Grundlage gegeben ist, dieses Leben nach Goetheschen Kategorien betrachten, in seinen Beziehungen zu Freundschaft und Religion, zu Gesellschaft und Kunst, zu Schicksal und Bildung. Da uns aber eine solche Behandlung aus Mangel an Anlage und Wissen in gleicher Weise versagt ist, schalten wir ein paar kurze Bemerkungen über das Temperament ein. Dabei verzichte ich auf eine wissenschaftliche Beschreibung oder Definition des Typus. Seneca selbst hat, in der Schrift *de ira*, ausführlich von den Temperamenten und ihrer schicksalsmässigen Bedeutung für den sittlichen Charakter gesprochen; da aber die Beziehung auf ihn selbst unsicher ist, darf ein Urteil nur unter Vorlage des ganzen Materiales gewagt werden. Ich nehme also den Begriff durchaus im bürgerlichen Sinn, und greife die wenigen Stellen heraus, wo sich das Temperament ohne jeden Gedanken an Selbstdarstellung, sozusagen ohne Wissen seines Trägers, verrät. Da ist zunächst festzustellen, dass Seneca noch im Alter ein rechter Hitzkopf war. Seekrankheit konnte er nicht ertragen; aber dass er auf einer harmlosen Küstenfahrt, wie sich das Wetter wider Erwarten verschlimmert, den Steuermann zwingt, mitten in die Brandung hineinzuhalten, aus dem Schiff springt und sich durch die Wogen halbnackt mühselig ans Ufer kämpft, das zeigt ein Draufgängertum im Empfinden und im Handeln, um das ihn mancher jugendliche Greis beneiden dürfte. Dieses hitzige Temperament konnte sich recht seltsam äussern: „Ich mag mich wenden, wohin ich will, überall finde ich Beweise für mein Altern. Ich war auf mein Gut vor der Stadt gekommen und klagte über die Kosten, die das zerfallende Gebäude verursache. Da sagt mir der Verwalter, es liege nicht an seiner Gleichgültigkeit, er tue sein Möglichstes, aber das Haus sei schon alt. Dieses Haus ist unter meinen Händen entstanden: was wird aus mir werden, wenn die Steine, die mein Alter haben, schon zerfallen? Ich war ärgerlich über ihn und benützte die nächste Gelegenheit, ihn zu schelten. Offenbar, sagte ich, kümmert sich niemand um diese Platanen. Sie haben kein Laub. Wie knorrig und dürr sind die Äste! Wie verwahrlost und schmutzig die Stämme! Das wäre anders, wenn man den Boden ringsum lockern und wässern würde. Er schwor mir hoch und heilig, er tue alles,

seine Sorge lasse es an nichts fehlen, aber sie seien eben nicht mehr von heute. Unter uns gesagt, ich selbst hatte sie gepflanzt, ich hatte ihr erstes Blatt gesehen. Ich wandte mich zur Tür: Wer ist denn dieser Halbverendete, den man mit Recht an die Tür gesetzt hat? Denn er blickt schon hinaus. Wo hast du den her? Was bereitet es dir für ein Vergnügen, einen fremden Toten aufzulesen?“ Da sagte jener: „Erkennst du mich denn nicht? Ich bin Felicio, dem du Bildchen (als Geschenk) zu bringen pflegtest, der Sohn des Verwalters Philositus, dein Spielkamerad.“ Es ist nützlich, neben dem vielzitierten Parodiestück: „Sklaven sind es — nein, Menschen“, auch diesen Ton im Ohr zu behalten; denn die unbeherrschte Reizbarkeit gehört so gut zum Gesamtbild des Philosophen, wie sein Kampf um Freiheit und Überwindung der Vorurteile. War diese explosive Lebhaftigkeit durch Humor gemildert? Seneca ist ein glänzender Satiriker; Satire und Humor wachsen aber auf völlig verschiedenem seelischen Grunde. Tatsächlich findet man eine Menge von Witz, aber sehr wenig Wärme. Einem Menschen, der — erst noch anlässlich einer gequälten Wort- und Begriffsspalterei — von sich selber sagt „ich platze vor Lachen“ trauen wir ein wahrhaft befreiendes oder gütiges Lachen nicht zu. Sozusagen als Erbgut ist in sein Haus mit der Gattin Paulina auch die Närrin Harpaste gekommen. Seneca macht sich wenig aus solchen Abnormitäten. „Wenn ich mich einmal an einem Narren ergötzen will, so brauche ich nicht weit zu suchen: ich lache über mich.“ Auch dies klingt mehr giftig als überlegen. Oft überrascht ein Zug von Rechthaberei, gerade dort, wo ein Gran Humor oder auch nur Leichtigkeit das Verständnis erschlossen hätte. Dazu passt gut der unverkennbar medisante Zug in seinem Wesen. Die Kunst der boshaft witzigen Glosse spielt in seiner psychologischen Rechnung immer eine wichtige Rolle und er hat sie selber mit Behagen geübt. Man pries die Lebensklugheit des Vatia, der sich vor der Willkürherrschaft des Tiberius auf sein Landgut zurückzog, mit den Worten: O Vatia, du allein verstehst zu leben! Und Seneca? „Nein, er verstand es nur sich zu verstecken, nicht zu leben. Nie ging ich an jenem Hause vorbei, solange Vatia lebte, ohne zu sagen: Hier liegt Vatia begraben.“ Mit diesem Auskosten der Bosheit vergleiche man den altfränkisch feinen Humor des Vaters in den Vorreden. Dagegen sollte man die Morosität, die in den Briefen zeitweise stark hervortritt, charakterologisch nur mit Vorsicht benützen. Allzu deutlich sieht man ja, dass hier ein im Tiefsten erschütterter Mensch am Werke ist, durch Umschichtung der geistigen und sittlichen Werte das Gleichgewicht wieder herzustellen. Dass da gelegentlich ein Ausdruck der Verdrossenheit und Müdigkeit mit unterläuft, ist verständlich.

(Schluss folgt)